

Nicht ablehnen, sondern einbinden

DIE BEDEUTUNG DER MEDIEN IM AUSBILDUNGSPROZESS



Es gehört zu den reflexartigen Attitüden des Bildungsbürgers, in den Medien – insbesondere im privaten Fernsehen – eine Banalisierung der Kultur zu entdecken. Mit sorgenvollen Gesichtern verkünden Kommunikationswissenschaftler, dass der Anteil an politischen oder kulturellen Sendungen mit Informationsgehalt immer weiter durch Unterhaltung verdrängt wird. Was aber bedeutet der Umgang von Jugendlichen mit Medien tatsächlich für die Bildung und Ausbildung, für das Wissen über Welt und die Einschätzung von Lebenssituationen? tv diskurs sprach darüber mit Prof. Dr. Dieter Lenzen, Präsident und Professor für Erziehungswissenschaft an der Freien Universität Berlin und Mitglied im Beirat von KIDZ (Kindergarten der Zukunft in Bayern).

Die PISA-Studie zeigt uns, dass Deutschland, was die schulische Bildung angeht, bestenfalls im Mittelfeld liegt, zumindest nicht so weit vorne, wie wir es uns wünschen. Wie aussagekräftig ist PISA eigentlich?

Die PISA-Untersuchung ist das Beste, was es an internationalen Vergleichsstudien je gegeben hat. Alle Bedingungen, die an solche Studien zu stellen sind – Reliabilität, Qualität und Objektivität – sind erfüllt. Das heißt, hier hat ein internationales Konsortium zusammen mit den besten Wissenschaftlern der jeweiligen Länder Aufgaben entwickelt und Testverfahren durchgeführt, die an Präzision nichts zu wünschen übrig lassen. Gemessen wurden mehrere Dinge: Zum einen das Leseverstehen – ein wichtiger Punkt, bei dem Deutschland auch besonders schlecht abgeschnitten hat. Zum nächsten die mathematische Modellierungsfähigkeit – ein weiterer wichtiger Punkt, weil es auch die Schlüsselfähigkeit für bestimmte Fächer ist. Dann die sogenannte IT-Kompetenz, dies ist im weitesten Sinne die Kompetenz im Umgang mit Medien, vor allem mit dem Computer. Als Letztes wurden die natur-

wissenschaftlichen Kompetenzen und Englisch gemessen. Das sind die fünf Bereiche, auf die es für die 15-jährigen Schüler ankam, die für den Test nach ihrem Alter und nicht nach ihrer Schulstufe gewählt worden waren. Man erkennt sofort, wo die Schwachstellen der deutschen Schüler liegen.

Es geht demnach nicht nur um Information und Bildung, sondern auch um Anwendung von Wissen.

Ja, es geht gar nicht so sehr um Wissen, sondern in der Tat um Kompetenzmessung. Das, was wir inzwischen wissen, ist, dass wir uns nicht so sehr um abfragbares Wissen kümmern müssen, sondern eher um Kompetenzzuwächse, die anhand der Unterrichtsqualität messbar sind. Unterrichtsqualität ist die Qualität des Lehrers, das heißt, er setzt seine Kompetenz so ein, dass ein Kompetenzzuwachs bei den Schülern in einer Zeitreihe messbar wird. PISA arbeitet mit einer Querschnittsanalyse, deren Ergebnis war, dass sich Deutschland mit seinen Leistungen am unteren Ende des zweiten Drittels befindet. Das ist für eine Wirtschaftsnation natürlich katastrophal.

Die USA, als führende Wirtschaftsmacht, liegen auch nicht gerade sehr weit vorne...

Zum einen lagen die USA im Test hinter Deutschland. Zum anderen sei gesagt, dass es in Amerika einen signifikanten Unterschied gibt zwischen staatlichen Highschools, die ziemlich schlecht, und privaten Highschools, die vorzüglich sind. Gemessen wurden allerdings die staatlichen Schulen. Für die privaten Schulen zahlt man sehr viel Geld und bekommt dafür eine erstklassige Ausbildung. Was man dort zum Beispiel für Möglichkeiten hat, um naturwissenschaftliche Experimente in Laboren durchzuführen, findet man so wohl nirgendwo in ganz Deutschland.

Auch bei uns denkt man ja über sogenannte Eliteuniversitäten nach. Hängen die Ausbildungsmöglichkeiten zukünftig ausschließlich vom finanziellen Budget der Eltern ab?

Geld ist zweifellos ein wichtiger Punkt. Im deutschen Bildungssystem befindet sich eindeutig zu wenig Geld. Im OECD-Ranking befindet sich Deutschland auf dem 18. Platz von 26, was die Finanzierung des Bildungssystems angeht. Das heißt, es fehlen pro Jahr rund 30 Milliarden Euro. Wenn man die zusätzlich in den Topf geben würde, wären wir auf dem dritten Platz, was die Finanzierung angeht. Finanzierung heißt hier, Anteil der Bildungsausgaben am Bruttoinlandsprodukt. Sicher gibt es auch effizientere Möglichkeiten, das Geld einzusetzen. Keine Frage: Wir bezahlen unsere Lehrer so gut wie kein anderes Land in der Welt. Da kann man sicher etwas einsparen – zugunsten der Ausstattung der Schulen, angefangen von den Toiletten bis hin zu den Laboreinrichtungen. Das ist das eine. Das zweite ist die Unterrichtsqualität, die im Vergleich nicht mithalten kann. PISA hat auch vergleichende Unterrichtsuntersuchungen gemacht und festgestellt, dass der deutsche Unterricht vor allem auf abfragbares und weniger auf ein durchdringendes Stoffwissen abhebt, das in anderen Ländern als wichtiger erachtet wird. Kinder müssen zum Beispiel nach der Lösung von Problemen suchen. Es gibt dabei keine vorgegebenen Lösungswege, die man auswendig gelernt haben muss, um sie dann zu reproduzieren, sondern man muss

diese selbst herausfinden. Die Japaner machen es so, dass sie ein Buch in der Schule haben, wo Kinder das eintragen, was sie neu entdeckt haben. Sie sind sozusagen also immer in einem Entdeckungssupermarkt. Das ist bei uns nicht so, sondern ein Idealbild der japanischen Schule.

Unsere Unterrichtsqualität ist schlecht, was wiederum verschiedene Gründe hat. Einerseits sind unsere Lehrer nicht adäquat ausgebildet. Sie sind vergleichsweise sehr gut in ihren jeweiligen Unterrichtsfächern ausgebildet, haben darin eine wissenschaftliche Ausbildung, mit der sie auch Assistenten an der Hochschule werden könnten. Wir brauchen allerdings eine stärkere Berufsorientierung, die auf den Beruf des Lehrers und nicht auf den des Wissenschaftlers abzielt. Das ist in Deutschland in den letzten Jahren nicht gelungen, weil auch Machtverhältnisse eine Rolle spielen. Die Fächer sind in der Auseinandersetzung einfach mächtiger – und die Politik hat die Universitäten mit dieser Frage im Grunde allein gelassen. Wenn man daran nichts ändert, wird sich die Qualifikation auch nicht ändern. Andererseits darf in Deutschland jeder Lehrer werden, sobald er das Abitur und die nötigen Abschlüsse hat. Das ist in Finnland zum Beispiel nicht so, dort müssen die Kandidaten ein Assessment-Center durchlaufen, bevor sie das Studium anfangen können. So werden die herausgefiltert, die nicht geeignet sind, die etwa eine falsche Motivation für ihren Beruf haben. Auch das ist eine notwendige Maßnahme, will man etwas ändern.

Sicher wäre es auch sinnvoll, die Verbindung zwischen Studium und Praxis früher zu beginnen...

Meine Option ist eindeutig die, das Referendariat zugunsten einer einphasigen Ausbildung abzuschaffen, die sehr früh eine verantwortliche Tätigkeit in der Schule vorsieht, so dass der betreffende Student früh genug bemerken kann, ob der Beruf für ihn der richtige ist oder nicht. Genau diese Möglichkeit gibt es bei uns noch nicht.

Das sind Ideen, die verhältnismäßig kostenneutral zu realisieren wären. Andere wichtige Forderungen sind in ihrer Umsetzung teurer.

Die kostenintensiven Bereiche, die wir haben, lassen sich genau beschreiben: Wir brauchen eine bessere Qualifizierung des Personals für den Vorschulbereich, das heißt, Erzieher sollten Abitur und Hochschulabschluss haben, so wie es in anderen Ländern auch ist. Außerdem benötigen wir die Ganztagschule, die natürlich Geld kostet, weil man eine neue Art von Personal dafür braucht.

Warum ist die Vorschulausbildung so wichtig? Es geht ja nicht nur um den Zeitfaktor, sondern auch um die speziellen Fähigkeiten, die Kinder in diesem Alter haben.

Die Vorschulerziehung ist deshalb so wichtig, weil wir neuropsychologisch wissen, dass es so etwas wie ein erstes Lernfenster gibt, in dem zwischen dem dritten und dem fünften Lebensjahr die wichtigsten Dinge passieren und welches sich etwa mit 5 1/2 Jahren schließt. Es handelt sich also um eine Phase, in der Fremdsprachen, Leseverstehen, Mathematik und andere Kompetenzen nicht kognitiv erworben werden müssen – in dem Sinne, dass sie vermittelt und dann auswendig gelernt werden –, sondern Sie werden im Vollzug erworben, wie Laufen lernen etwa. Lernen durch Machen. Später geht diese Fähigkeit verloren, und man muss es ihnen erklären. Sie können also bis zu dem besagten Alter Englisch lernen, ohne über Grammatik zu reden. Steigen sie aber später ein, müssen sie aus der deutschen Grammatik heraus eine Fremdsprache entwickeln. Das ist natürlich viel, viel aufwendiger.

Der erste Schritt hieße also: weg mit dem Kindergarten, hin zu einer Vorschule mit vernünftigen Lerninhalten – und das kostenfrei.

Unser Vorschlag geht dahin, eine Einschulungsmöglichkeit differenziert nach dem Entwicklungsstand zu schaffen. Es gibt Kinder, denen man das mit 4 Jahren nicht zumuten kann, die Entwicklungsdefizite haben, bei denen die Vorschule eher zu einer Verschärfung der Situation führen würde. Wir wissen, dass das Lernalter ungefähr über 4 Jahre variiert. Das heißt, es gibt 8-Jährige, die die

Kompetenzen von 4-Jährigen haben und umgekehrt. Wir müssen das durch ein Testing identifizieren.

Auch um zu vermeiden, dass dabei der Fokus zu sehr auf das Kognitive gelegt wird und das Kind dabei seine spielerische und emotionale Entwicklung verliert?

Ja, das ist auf der einen Seite zwar richtig, aber auf der anderen Seite ist mit diesem Argument in Deutschland auch die Vorstellung von einer Art Idylle und Romantik verbunden: Die Mutter steht am Herd, die Kinder halten sich an der Schürze fest und lernen dabei alles. Das geht auf Comenius zurück, der von der Mutterschule gesprochen hat, die übrigens auch nur bis zum fünften Lebensjahr ging und an die sich die Muttersprachschule anschloss. Wir sehen daran, dass sich das Bildungsideal in Deutschland im Grunde sehr stark an den Möglichkeiten der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts orientiert hat. Das war natürlich sehr sinnvoll: Der Mann hat darauf geachtet, dass die Frau nicht aus dem Haus ging, damit sie nicht abhanden kam. Zum anderen standen die Kinder unter Bewachung, so dass sie sich nicht mit Kindern aus Unterschichten vermischen konnten. Daraus resultiert diese biedermeierliche Familienvorstellung und transportiert sich über 200 Jahre weiter, nur dass sie jetzt nicht mehr in die Verhältnisse passt: Weder ist die Öffentlichkeit so, dass man die Kinder vor ihr schützen muss, noch können die Frauen hinterm Herd gehalten werden. Das heißt, das Schulwesen hat die Weiterentwicklung der Familie, des Industriegewesens gar nicht mitgemacht und steckt in wesentlichen Punkten immer noch in den Gesellschaftsvorstellungen des 19. Jahrhunderts.

Was den Unterricht selbst betrifft, denke ich besonders an den 45-Minuten-Rhythmus. Warum ist das so? Das liegt daran, dass in der Klosterschule alle 45 Minuten die Gebete stattfinden, so dass man 15 Minuten Zeit hat, um in die Kapelle zu gehen und zu beten, und dann wieder die nächste Dreiviertelstunde kommt. Sonst gibt es dafür keinen vernünftigen Grund. Kein Mensch arbeitet im 45-Minuten-Rhythmus.

Warum ist es so schwierig, dieses System zu verändern?

Dieses System war im 19. Jahrhundert sehr erfolgreich. Es ist eigentlich eine Erfolgsgeschichte gewesen, nur Deutschland hat zu spät gemerkt, dass es heute nicht mehr erfolgreich ist. Es war erfolgreich als eine Organisationsform für die Aufklärung. Im 18. Jahrhundert entdeckten die Menschen, dass der bloße Glaube an die Welt nicht ausreicht, sondern dass man auch Wissen braucht. Es entwickelte sich für die Schulen und Universitäten eine Form der Wissensgenerierung und -vermittlung, die zu diesem Zeitpunkt sehr erfolgreich war, sich aber auf eine obere Mittelschicht bezog, die versuchte, mit Hilfe der Bildung ein Gegengewicht zum Adel zu bilden und diesen abzulösen. Die Franzosen haben den Adel umgebracht und das Problem auf diese Weise gelöst. Manchmal hat man eine Kompromissform gefunden wie in England, wo man sich auf eine konstitutionelle Monarchie einigte, was schon seit 450 Jahren gut funktionierte. In Deutschland hat man versucht, etwas dagegenzuhalten, was bedeutsamer ist als die Herkunft, nämlich die Bildung. Das ist das Spezielle in Deutschland, während der Adel in anderen Ländern nicht diese Rolle gespielt hat. Der damalige Erfolg des Bildungssystems in Deutschland war ein Erfolg für die ganze Gesellschaft, nicht nur, um den Adel abzulösen, sondern eben auch für die 1860/70 beginnende Industrialisierung. Sie sehen aber, wenn Sie sich die Diskussion genauer anschauen, dass unser Bildungsideal immer ein humanistisches ist. Faktisch wurde aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das humanistische Gymnasium um die obere Realschule ergänzt, mit der man auch ein Abitur bekommen konnte. Die obere Realschule war mit diesem neusprachlichen und naturwissenschaftlichen Abitur darauf ausgerichtet, Ingenieurnachwuchs vorzubereiten. Darüber ist nie viel diskutiert worden, obwohl dort bald die Mehrheit der Schüler ausgebildet wurde. In den 20er Jahren hat man dann von sogenannten Wanderringen gesprochen, die der Inbegriff des Gelehrtentums waren. Aber das Geld haben immer andere verdient. Man hat sich diese Enklave sozusagen gegönnt. Es ist gelungen, Bildung als einen Adelsersatz so auszulegen, dass man sie unbedingt haben musste. In den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts gab es eine sehr starke sozialistische Bewegung unter dem Titel ‚Bildung ist Macht‘, die abbildete und proklamierte, dass sich die industriell Erfolgreichen ihren Stand durch Bildung erworben haben und die Arbeiter selbiges auch wollen. Dieses setzte sich bis auf die unterste Schicht fort – immer wieder mit einem Idealbild, das

man eigentlich gar nicht mehr greifen kann. Sie sehen das bis heute, zum Beispiel in den Debatten über die Hochschulstruktur, wo man die Geisteswissenschaften schützen will, um eine solide Bildung zu sichern. Wenn man allerdings fragt, wer das Geld verdient, wird eingeräumt, dass man auch die Physik bräuchte. Aber schauen Sie sich diese Universität an: zwei Drittel Geisteswissenschaften, ein Drittel Naturwissenschaften. Da gibt es einen Strukturkampf, der sich bis in den tertiären Bereich hinein wiederholt, so dass Physiker schräg angeschaut werden, obwohl sie die Lebensgrundlagen der Gesellschaft schaffen.

Besonders vorausschauend scheint die Bildungspolitik nicht zu sein. Wir haben eine extrem überalterte Lehrerschaft. Das Durchschnittsalter liegt bei über 50 Jahren, viele Lehrer gehen auf die 60 oder 65 zu...

Nein, die gibt es nicht wirklich, weil nur 4 Prozent der Lehrer bis zur Pensionsgrenze arbeiten. Das bedeutet, dass in den nächsten Jahren 60 Prozent des gesamten Personals ausgetauscht werden. Darauf allerdings sind wir nicht vorbereitet, das heißt, es entsteht ein erheblicher Weiterbildungsbedarf für die Schulen. Man wird sich etwas einfallen lassen müssen, um den Nachwuchs zu sichern. Einige Bundesländer haben schon sehr viel früher angefangen, intensiv um Absolventen von Hochschulen zu werben, was in Nordrhein-Westfalen so weit ging, dass jeder, der sich bewarb, einen Laptop geschenkt bekam.

Ein weiteres Problem ist die relativ lange Zeit zwischen Ausbildung, Referendariat und Einstellung in den Schuldienst. Das heißt, das Wissen, welches die angehenden Lehrer aktuell an der Universität erworben haben, ist schon wieder veraltet, wenn sie an die Schule kommen. Das ist ein Problem, was etwa das Thema ‚Medien‘ angeht. Schüler gehen selbstverständlich mit Computer und Internet um, während die Lehrer dagegen teilweise Aversionen entwickeln.

Man muss sich darüber klar werden, warum das in Deutschland so merkwürdig ist. Vor zwei Wochen war CNN bei mir, die eine Sendung für die USA machten. Ich wurde gefragt, warum es in Deutschland diese Aversion gegenüber Computerspielen und überhaupt

dem Computer gebe. Dazu habe ich eine kulturhistorische Antwort, die nur religiös verständlich ist. Der deutsche Lehrer ist so sozialisiert, dass er auf eine pädagogische Begegnung abzielt, eine direkte Begegnung zwischen Lehrer und Schüler. Diese Direktheit darf nicht unterbrochen werden, es darf nichts dazwischenkommen, insbesondere keine Medien. Wir müssen einfach einsehen, dass die Lehrer noch am Ende des 19. Jahrhunderts dagegen zu Felde gezogen sind, dass die Schüler Bücher lesen. Heute machen sie das Gegenteil. Aber damals hat man versucht, gegen die Lesesucht vorzugehen, weil die Kinder spannende Geschichten lasen, statt die Bibel zu studieren. Der Lehrer hatte immer die Angst, dass sich zwischen ihm und das Kind etwas schieben könnte, was dort nicht hingehört.

Woher kommt diese Angst? Sie kommt letztlich aus dem Bildungsberuf selbst, denn das Wort Bildung enthält das Wort Bild. Das gibt es nur hier in Deutschland. Dieser Bildbegriff wurde aus der biblischen Vorstellung abgeleitet, der Mensch sei das Bild Gottes. So muss er sich bilden, damit er auch zu diesem Bild Gottes wird, denn es ist eigentlich seine Lebensaufgabe, diesen Heilsweg zu gehen. Das ist in den deutschen mittelalterlichen Klosterschulen die Hauptbotschaft gewesen. Doch dann gab es auf einmal die unterschiedlichsten Medien, beginnend mit Gutenberg bis hin zu Computerspielen. Die Lehrer haben sich immer schwer getan, diese zu nutzen, erst nach einiger Zeit gewöhnten sie sich daran. Inzwischen stört sich kein Lehrer mehr daran, wenn Kinder lesen, ganz im Gegenteil. Dieses Medium, das im 19. Jahrhundert denselben Status hatte wie heute Computer, Fernsehen und Filme, ist plötzlich erlaubt, der Lehrer ist in der Lage, das Buch als Medium im Unterricht einzusetzen. Noch im 18. Jahrhundert war es verboten, irgendwelche Bücher einzusetzen, weil der Fürst nicht wusste, was darin stand. Wenn sie erlaubt wurden, mussten sie vorher zur Kontrolle vorgelegt werden. Was wir jetzt brauchen, ist im Grunde ein Modernisierungsschub, der eine Computerliteratur gewährleistet. Lehrer müssen für sich selbst ein positives Verhältnis zu den Medien entwickeln, um dann zu entdecken, dass die Medien nicht etwas sind, was zwischen ihnen und den Schülern steht und die direkte Begegnung verhindert, sondern im Gegenteil, ein Instrument dieser

Begegnung sind. Sie sind ein Instrument, das die Kinder verstehen, also kann man sich als Lehrer dem nicht verweigern.

Praktisch bedeutet das, dass wir die Lehrer in adäquater Weise ausbilden müssen. Wir etwa haben ein breites Ausbildungsangebot für das Land Berlin entwickelt, aber so etwas muss natürlich überall gemacht werden. Es bedeutet nicht nur, mit den Jugendlichen ein bisschen im Internet zu surfen, das Medium gibt einfach viel mehr her. Wir hatten gerade den Fall eines Schülers, der im Praktikum nicht fähig war, eine Excel-Datei zu erstellen. Die Firma setzte dies voraus, aber in Berlin werden Sie keine Schule finden, in denen Excel-Dateien erstellt werden. Daran sieht man, dass dadurch auch ein Qualifikationshindernis entsteht. Es ist heute selbstverständlich, dass jemand präsentieren können muss, jedenfalls in mittleren Berufen. Wenn das nun ohne Power Point geschieht, wundert man sich schon.

Wesentliche Fähigkeiten, die man braucht, sind aber das Schreiben und das Lesen. Audiovisuelle Medien werden unmittelbar verstanden. Führt deren Flut nicht dazu, dass die Lese- und Schreibfähigkeit vernachlässigt wird?

Das ist in Bezug auf Computer sowieso Unsinn, weil es dort erhebliche Schriftanteile gibt und man bei Kindern auch sehen kann – sobald sie 12, 13, 14 Jahre alt sind –, dass sie sich zu LAN-Partys treffen und rund um die Welt kommunizieren und wie die Weltmeister in die Tastaturen tippen. Sie machen das natürlich schriftlich, weil sie nicht anders miteinander kommunizieren können. Was Fernsehen und Film angeht, ist der Fernsehkonsum erheblich niedriger als zum Beispiel in den USA. Das muss man nicht begrüßen oder bedauern. Aber wenn wir die Fähigkeiten gegenüberstellen, lesen und schreiben zu lernen oder Bilder zu lernen, müssen wir uns zunächst die Frage stellen, wie in 20 Jahren die Zukunft für unsere Kinder aussehen wird. Welchen Anteil wird die Buchstaben-im Verhältnis zur Pixelverarbeitung haben? Es nützt nichts, sie gegeneinander auszuspielen. Wir brauchen beides, keine Frage. Wir müssen ein vernünftiges Verhältnis entwickeln. Allein der Zeitverbrauch, der die Kinder beim Umgang mit Fernsehen daran hindert, Literalität zu entwickeln, ist zu kritisieren. Wir würden es genauso falsch finden, wenn sie sich den ganzen Tag an der Litfasssäule trafen und mit ihren Kumpeln Zigaretten rauchten. Die Art, mit Bildern umzugehen, verhindert nicht das Lesen, sondern der Zeitverbrauch verhindert

das Lesen. Außerdem scheint die Bildkommunikation auf den ersten Blick bequemer zu sein. Die Botschaft müsste heißen: Man nutze die Bildmedien als Instrumente und setze sie nicht in Gegensatz zur Schriftkommunikation, sondern weise ihnen das zu, was sie jeweils am besten können.

Wie schätzen Sie insgesamt den Anteil der Medien als Lernfaktor ein? Es wird immer wieder kritisiert, dass der Anteil der Fernsehzeit bei Heranwachsenden genauso groß oder größer sei als die Schulzeit.

Ich kann Ihnen, was die genauen Zeiten angeht, keine Daten nennen, aber ich denke, ein ausgewogenes Verhältnis herzustellen, ist nicht nur eine Frage des Zeitverbrauchs, sondern auch des adäquaten Einsatzes. Meiner Meinung nach ist die Frage am wichtigsten: Wodurch lernt man am meisten? Es gibt eine schöne Berechnung der Behaltensfaktoren, wenn Sie einen Vortrag halten bis hin zu einer kompletten Multimediapräsentation. Die Differenz verläuft zwischen 5 und 80 Prozent. Daran wird gezeigt, dass Vorträge mit Medienunterstützung besser behalten werden, wobei die besten Medien jene sind, in denen man interaktiv kommunizieren kann, weil das Auditorium mit in den Habitus hineingenommen wird. Sie sind deshalb nicht so leicht wieder löschar, während von einem reinen Vortrag nur 5 Prozent in Erinnerung bleiben.

Es geht also eher darum, Medien konstruktiv einzusetzen.

Man braucht die richtigen Medien, das heißt, es wird darauf ankommen, dass man in stärkerem Maße geeignete Software entwickelt. Der Markt beginnt zu boomen. Es gibt einige Verlage, in Deutschland beispielsweise Cornelsen, die Materialien für den Schulbereich entwickeln. Für den Hochschulbereich haben wir eine Multimedia-GmbH gegründet, die Software produziert. Allerdings ist das sehr kostenintensiv. Eine einzige Einheit kostet in ihrer Herstellung 120.000 Euro, aber die ist dann auch wirklich gut. Sie können das mit Inhalten machen, die einen hohen Standardisierungsgrad haben und sich nicht so häufig ändern. Für den Schulbereich gibt es hinreißende Software, was die Qualität angeht. Damit macht das Lernen wirklich Spaß.

Auch das Fernsehen zeigt Formate, in denen es um Bildung und Wissen geht. Wer wird Millionär? ist sehr erfolgreich, und man kann etwas dabei lernen...

Das hat ja mit Wissen nichts zu tun, das ist Halbwissen. Positiv daran ist, dass Menschen überhaupt wieder dazu bereit sind, sich auf so etwas einzulassen. Doch der entscheidende Punkt ist, dass die Zusammenhänge gar nicht thematisiert werden, denn das wäre für eine solche Sendung viel zu komplex. Das ist es, was wir erwarten müssen. Wenn etwas in der Welt passiert, muss ich eine Hypothese darüber haben, was das wohl bedeuten kann. Welche sozialen Folgen hat ein Tsunami? – Das etwa kann man nicht abfragen, sondern dafür muss man etwas über die betroffenen Länder wissen, welche Lebensformen und Ressourcen sie haben usw. Da bietet das Fernsehen zum Teil hinreißende Formate: Infotainment – eine Form, die sehr gelungen ist und die die Jugendlichen gerne schauen, wenn sie beispielsweise an Galileo denken. Ein Lehrer kann so etwas natürlich nicht bieten, sondern es nur vertiefend diskutieren.

Wie sehen Sie das Verhältnis von Bildung, Unterricht und Unterhaltung?

Das ist nur ein scheinbarer Gegensatz, weil Wissen und Bildung auch Unterhaltung sein sollten. Umgekehrt kann ich durch Unterhaltung auch etwas lernen oder vermitteln. Wir müssen diese Grenze auflösen und die Chancen, die in beiden Teilen stecken, wechselseitig nutzen. Ich kann zum Beispiel durch einen Spielfilm sehr viel Wissen mitlaufen lassen. Wenn ich *Out of Africa* anschau, lerne ich ungeheuer viel über das koloniale Afrika – da muss man nicht mit einer belehrenden Attitüde einsteigen, sondern das Lernen vollzieht sich unvermeidlich. Das ist das Schöne am menschlichen Organismus. Aber es ist nicht so, dass Lernen immer in der optimalen Weise stattfindet. Es kommt für uns darauf an – und dies ist die Einsicht aus dem Konstruktivismus –, dass wir lernen, Umwelten zu schaffen, in denen das lernende Gehirn sich seine Wirklichkeit ergreift. Und dazu gehören auch Film, Fernsehen und Computerspiele, die man natürlich gut oder schlecht machen kann.

Das Interview führte Joachim von Gottberg.